

(Nachdruck verboten.)

27]

Foma Gordjew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Alara Brauner

Es schien Foma, als beneide er Ananij, und er dachte schnell an Schtschurows Versuche, ihn auszurauben. Das rief in ihm einen Widerwillen gegen den Alten hervor, er konnte seine Gefühle nicht miteinander versöhnen und lächelte verblüfft.

„Also, ich bin bei Schtschurow gewesen,“ sagte er, als er zu Majakin kam und sich an den Tisch setzte.

Majakin, der in einem fettigen Schlafrock, mit den Geschäftsbüchern in der Hand, da saß, rückte auf seinem Lederstuhl unruhig hin und her und sagte lebhaft:

„Gieb ihm Thee, Džuba! Erzähle, Foma. Ich muß um neun Uhr in den Gemeinderat, erzähle schnell.“

Foma erzählte lächelnd, wie Schtschurow ihm vorgelegt hatte, die Wechsel umzuschreiben.

„Ach!“ rief Jakow Tarassowitsch aus, in dem er bedauernd den Kopf schüttelte. „Du hast mir die ganze Wesse verpfuscht, Bruder! Darf man denn mit jemand die Geschäfte so offen führen? Pfui! Der Teufel hat mir eingestüstert, Dich hinzuschicken! Ich hätte selbst hingehen sollen . . . Ich hätte ihn mir um den Finger gewickelt!“

„Nun, das glaube ich kaum! Er sagt — ich sei eine Eiche . . .“

„Eine Eiche? Und ich bin eine Säge. Eine Eiche ist ein guter Baum, seine Frucht taugt aber nur für Schweine . . . Und es ergiebt sich, daß die Eiche einfach dumm ist . . .“

„Wir müssen ihn ja doch bezahlen . . .“

„Kluger Leute beeilen sich damit nicht, und Du bist bereit, zu rennen, um das Geld zurückzugeben . . . ein schöner Kaufmann!“

Jakow Tarassowitsch war mit seinem Kaufkind sehr unzufrieden. Er furchte die Stirn und befahl übellaulig seiner Tochter, die schweigend den Thee einschenkte:

„Müd mir den Zucker her . . . Du siehst ja, daß ich nicht hinfahren kann . . .“

Džubas Gesicht war bleich, ihre Augen waren trüb, und ihre Hände bewegten sich langsam und ungeschickt.

Foma sah sie an und dachte:

„Wie faust sie mit dem Vater ist!“

„Wovon hat er mit Dir gesprochen?“ fragte ihn Majakin.

„Von den Sünden . . .“

„Nun natürlich! Einem jeden Menschen ist seine Sache teuer . . . und er ist ja ein Sündenfabrikant . . . Man weint schon lange in Sibirien und in der Hölle um ihn, man sehnt sich nach ihm und kann ihn dort kaum erwarten . . .“

„Er spricht mit Kraft,“ sagte Foma nachdenklich, indem er den Thee im Glase umrührte.

„Hat er über mich geschimpft?“ erkundigte sich Majakin und verzog höhnisch das Gesicht.

„Auch das . . .“

„Und was hast Du drauf gesagt?“

„Ich . . . habe zugehört . . .“

„Nur . . . was hast Du denn gehört?“

„Er sagt, dem Starken wird verziehen werden, — für den Schwachen giebt es aber keine Vergebung . . .“

„Auch eine Weisheit! . . . Das wissen sogar die Flöhe . . .“

Das verächtliche Verhalten des Paten Schtschurow gegenüber reizte Foma, und er sagte lächelnd, indem er dem Alten ins Gesicht blickte:

„Er liebt Sie nicht!“

„Nicht liebt niemand, Bruder!“ sagte Majakin stolz.

„Man hat auch keinen Grund, mich zu lieben, ich bin kein Mädel . . . Dafür achtet man mich . . . Und man achtet nur diejenigen, die man fürchtet . . .“

Und der Alte blinzelte prahlerisch seinem Kaufsohn zu . . .

„Er spricht mit Kraft . . .“ wiederholte Foma. „Er klagt . . . Er sagt, daß der echte Kaufmann aussterbe . . .“

„Man bringt allen Menschen die gleiche Bildung bei“, sagt er . . . „damit sie alle gleich sind und das gleiche Gesicht haben . . .“

„Er meint, daß das schlecht ist?“

„Es scheint so . . .“

„Der Dummkopf!“ sagte Majakin verächtlich.

„Warum denn? Sagen Sie, ist das denn gut?“ fragte Foma und blickte den Paten mißtrauisch an.

„Wir wissen nicht, was gut ist, wir können aber sehen, was klug ist. . . Wenn wir sehen, daß man verschiedene Menschen an einen Ort zusammenreibt und ihnen allen dort dieselben Meinungen einflößt, müssen wir zugeben, daß das klug ist. . . Denn was ist der Mensch im Staat? Nichts als ein einfacher Ziegelstein, und alle Ziegelsteine müssen das gleiche Maß haben . . . hast Du verstanden? Und Menschen, die gleich groß sind und gleich viel wiegen, kann ich hinlegen, wie ich will . . .“

„Wer möchte aber ein Ziegelstein sein!“ sagte Foma düster.

„Man spricht nicht vom Angenehmen, sondern vom Sachlichen . . . Wenn Du aus hartem Material bist, kann man Dich nicht hobeln . . . Man kann nicht jedem Menschen das Gesicht fortwischen . . . wenn man aber manchen mit dem Hammer behaut, wird er zu Gold . . . und wenn ihm sein Kopf dabei zu Grunde geht, was kann man da thun? Da war er wohl zu schwach . . .“

„Er sprach auch von der Arbeit . . . jetzt arbeiten nur Maschinen, und die Menschen werden dadurch verwöhnt . . .“

„Man weiß nicht, wo die Base hinaus will!“ sagte Majakin und schwenkte verächtlich mit der Hand. „Es wundert mich, was für einen Appetit Du nach jedem Unsinne hast, warum ist das so?“

„Ist denn auch das falsch?“ fragte Foma und lächelte finster.

„Wie kam er etwas Wichtiges wissen? Die Maschine! Der alte Baumstumpf hätte daran denken sollen, was eine Maschine ist! Sie ist aus Eisen! — es ist also nicht schade um sie, man zieht sie auf, und sie prägt Rubel . . . ohne alle Worte, ohne Mühe . . . man bringt sie in Bewegung, und sie dreht sich. Und der Mensch ist unruhig und armselig . . . manchmal ist er sogar sehr armselig . . . Er heult, klagt, weint und bittet . . . er betriibt sich . . . für mich ist so viel Ueberflüssiges in ihm! Und in der Maschine ist wie in einem Metermaß genau so viel Inhalt als für die Arbeit nötig ist. Nun, ich werde mich ankleiden, es ist Zeit.“

Er erhob sich und ging, wobei seine Pantoffeln laut über den Fußboden schlurften. Foma blickte ihm nach und sagte halblaut, die Brauen runzelnd:

„Der Teufel kam über all das klar werden, der eine spricht so, der zweite anders.“

„Auch in den Büchern ist's so,“ sagte Džuba leise.

Foma sah sie gutmütig lächelnd an. Und sie antwortete ihm mit einem blaffen Lächeln. Ihre Augen blickten müde und traurig.

„Niest Du noch immer?“ fragte Foma.

„Ja—a . . .“ antwortete das Mädchen traurig.

„Und sehnst Dich immer?“

„Mir ist elend . . . Weil ich allein bin . . . Ich habe niemand, mit dem ich ein Wort wechseln könnte.“

„Deine Sache steht schlecht . . .“

Sie erwiderte nichts darauf, senkte nur den Kopf und ließ die Spitzen des Theehandtuches durch die Finger gleiten. „Du solltest heiraten“, sagte Foma, der fühlte, daß sie ihm leid that.

„Laß das, bitte . . .“ antwortete Džuba und fürchte ungeschön die Stirn.

„Warum soll ich's lassen? Du wirst's ja thun.“

„Ja!“ rief das Mädchen jenseitend und leise aus. „Auch ich denke, daß ich's thun werde . . . das heißt, ich werde heiraten müssen . . . Und wie werde ich es thun? Weißt Du, ich habe jetzt ein Gefühl, als ob zwischen mir und den Menschen ein Rebel wäre . . . ein dichter Rebel!“

„Das kommt von den Büchern!“ sprach Foma überzeugt dazwischen.

„Warte! Ich höre auf zu verstehen, was vorgeht . . . Alles mißfällt mir, alles ist mir fremd geworden, alles ist anders, als es sein sollte, alles ist nicht das Rechte. . .“

„Ich sehe das, ich verstehe es, ich kann aber nicht sagen, daß es so ist und warum es so ist. . .“

„Das ist nicht so, es ist nicht so. . .“ murmelte Foma. „Das kommt bei Dir von den Büchern. . . ja. . . Obgleich auch ich fühle, daß es so ist. Das kommt vielleicht auch davon, daß wir noch jung sind. . . von der Dummheit.“

„Mir schien zuerst,“ sprach Fjuba, ohne auf ihn zu hören, „daß ich in den Büchern alles verstände. . . und jetzt. . .“

„Laß die Bücher! riet Foma wegwerfend. „Ach, höre doch damit auf, kann man das denn lassen? Weißt Du, wieviel Gedanken es auf der Welt giebt? O Gott! Und es giebt solche, die das Hirn verbrennen. . . In einem Buch heißt es, daß alles, was auf der Erde besteht, vernünftig ist.“

„Alles?“ fragte Foma. „Alles! Und in einem andern Buch steht das Gegenteil. . .“

„Warte! Ist denn das nicht unsinnig?“ „Wobon spricht Ihr?“ fragte Majakín, der in einem langen Rock mit Medaillen am Hals und an der Brust in der Thür erschien.

„Von nichts,“ sagte Fjuba düster. „Von Büchern,“ fügte Foma hinzu. „Von welchen Büchern?“ „Die sie liest. . . sie hat gelesen, daß alles auf der Erde vernünftig ist.“

„Nun?“ „Und ich sage, daß das Lüge ist!“ „Ja. . .“ Jakow Tarassowitsch zupfte sinnend an seinem Bärtchen und kniff die Augen zu.

„Was ist das für ein Buch?“ fragte er nach einer Weile seine Tochter.

„Ein kleines, gelbes,“ sagte Fjuba widerwillig. „Lege es auf meinen Tisch. . . Das ist auch nicht ohne Grund gesagt, — alles auf der Welt ist vernünftig! Sieh, das ist also jemand eingefallen. . . Ja—a. . . das ist sogar sehr geschickt ausgedrückt, und wenn es keine Dummköpfe gäbe, wäre das sogar ganz richtig. Da die Dummköpfe aber immer nicht auf ihrem Plage sind, so kann man nicht sagen, daß alles auf der Erde vernünftig ist. . . Ich werde mir das Buch ansehen, vielleicht ist Verstand darin. . . Leb wohl, Foma. Bleibst Du noch da oder fährst Du mit?“

„Ich bleibe noch.“ „Nun, gut.“ Fjuba und Foma blieben wieder allein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die sichere Hypothek.

Von Lina Leidl.

Sein eigentlicher Name war Andreas Kreuzbichler, aber weil der große, schöne Brunnbauernhof sein gehört hat und weil er ein alter Junggesell gewesen ist, haben die Leut' ihn schlechtweg den Brunnbauern-Anderl geheissen.

Sonst haben's ihm auch nicht viel Schönes nachgesagt, die Leut'. Daß er ein „ungehobelter Ladt“ ist, haben's gesagt, und daß er seinen Dienstboten jeden Brocken einmeidet, den sie ins „Maul“ schieben.

Warum er nicht geheiratet hat, der Anderl? Dies ist eine Frag', eine dumme, — weil er halt nit mögen hat! Zwar, probiert hat er's ja einmal, aber — „meiner Lebtag passiert mir das nimmer!“ hat der Anderl immer gesagt, wenn die Reb' grad' drauf kommen ist.

Derselben, wie er in der „Brauttschaft“ gewesen ist, da hat er seine „Hochzeiterin“ auf den „Biehmarkt“ geführt und hat ihr aus dem Anlah eine „Salbe Bier“ und einen „Fünferlveden“ zahlt.

Da hält sie gar wohl zufrieden sein können bei dieser Bewirtung! Aber nein: ein paar Bratwürst' hält sie noch mögen dazu! Weil sie es grad gesehen hat, wie nebenan an dem Tische auch solche gegessen worden sind!

Na, da hat er genug gehabt, der Anderl! da ist „ausgeheiratet“ gewesen.

Eine solche Bäuerin, die gemeint hat, sie muß von jedem „Käs“ ein Muster haben, der er immer mit Bratwürsten aufwarten lassen dürft, so oft er sie in die Stadt mitnehmen thät, eine solche hat der Anderl nicht brauchen können auf dem Brunnbauernhof.

Er hat sein Geld besser verwerten können, als daß er so ein „müßiges Weiberleut“ gesüttert hat drum.

Demn haben thut er eins, ein Geld, wengleich er dies immer in Abrede gestellt hat, so oft er dazu Gelegenheit gehabt hat.

Einmal war aber der Anderl halb schön eingegangen. Da ist sein Nachbar dagewesen und hat ihn angegangen, ob er ihm nicht 800 Mark leihen mücht.

Der Anderl aber, der hat gesagt, daß er keinen Kreuzer Geld im Haus hält' und hat das Zammern angefangen, daß man meinen hält' mögen, er war' ärmer wie die Armen.

Drauffin hat ihm's der Nachbar ins Gesicht behauptet, daß er's für ganz gewiß wüßt, daß ihm der Tremmelsperger-Bauer vor ein paar Tagen die tausend Mark zurückbezahlt hält', die er ihm schuldig gewesen ist.

Da hat er nimmer anders aus können, der Anderl, als daß er gesagt hat: „Wann ich wirklich ein Geld in Händen haben thät, nachher thät ich keins mehr ausleihen, ist mir viel zu unsicher die Geschäft.“

„Ich thät Dich in die erst' Hypothek einschreiben lassen Anderl, damit daß Du eine Sicherheit haben thätst.“

„Hat auch kein Wert nimmer bei den jetzigen Zeilläufen! Ist nit' Sicheres! Die Häuser haben keinen Preis nimmer heutigs tags. Mußt mir's nit' in Nebel nehmen Nachbar, aber wenn eins schon so laudumm eingangen ist mit seinem Geld, als wie ich, nachher thut man sich halt bestimmen.“

Eingangen ist er schon, der Anderl, ein paarmal schon, da hat er nun nicht gelogen. Drum hat er ja auch geschaut, daß er wieder zu seinem Geld gekommen ist und hat dem Tremmelsperger Bauer noch rechtzeitig die tausend Mark aufgekündigt, nicht daß es wieder hergegangen wäre als wie kurz vorher in einem Fall, wo er von fünfzehnhundert Mark noch lausige dreihig vom Hundert kriegt hat, und die sind noch dazu in der ersten Hypothek gewesen!

Kein, herleihen thut er kein Geld nimmer, das ist eine ausgemachte Sach'; die beste Hypothek ist kein Schuß Pulver nimmer wert!

Soll er 's nun auf die Sparlaffe tragen, die tausend Mark?

Wenn's nicht auch so eine ungewisse Geschäft sein thät! Erst dieser Tage hat er's aus dem „Wochenblatt“ herausgelesen, daß ein „Kassierer“ mit samt dem Geld auf und davon ist.

Wenn er hin und her sinniert, er kommt allemal wieder auf den Gedanken, daß es das Allergeschickelste war', wenn er sein Geld selber aufheben thät —

Ja, aber, da kriegt er halt keine Zinsen dann!

War' schon schön, wenn er sich Obligationen kauft! Aber! — Aber, daß sich halt er zu wenig auskennt mit dem „Papierzeug“ aufeinander! Da gehören „belesene“ Leut' dazu! Und da hält's denn auch wieder was: so gut könnt er die Scheine gar nicht aufheben, daß ihm die Mäns nicht drüber kommen thäten, „die Luder“ suchen überall hin!

Kein, aufheben wenn er's thut, dann muß es bares Geld sein, von dem könnt's nichts runterfressen.

Aber halt! Jetzt hat es nochmal was: gestohlen könnt's ihm grad so gut werden.

Na, wenn er's gut aufhebt, an einem guten, verschwiegenen Platz, nachher kann nit' fehlen.

Freilich im Komodkasten, wo er sie augenblicklich drin hat, die tausend Mark, da darf er sie nicht lassen, und in den Hängkasten darf er das Geld auch nicht thun! Darnach ist den Diebsleuten immer ihr erster Griff, wenn sie einbrechen, nach den Kästen.

In's Ofenloch? In der Kammer, wo ein ganzes Jahr lang nicht eingezigt wird? Aber, s'könt grad einmal dumm hergehen; dies war nicht das erstemal, daß unversehener Weis' ein Geld verbrennt werden thät!

In's Ofenrohr? Da thät's nicht gleich verbrennen, wenns weit ging, ein wengerl „anschwarz“ werden vom Rauch!

Aber nein, dies geht auch nicht! Dies ist schon bald nit' Seltsames nimmer, daß im Ofen drin ein Geld verbleibt wird, da könnten leicht die Spighuben auch schon ein Wissen haben davon. Dies ist gar nit' Sicheres! Wie war's denn, wenn er's in seinem Bett, unter'm Strohsack, verstecken thät? Da thät er es gleich mit seinem eignen Leib deden!

Ja, wenn er alleweil drin liegen thät schon! Aber dies ist eben grad die Nacht hindurch der Fall. Untertags kommt er oft nicht ein einzigesmal in die Schlafkammer hinauf und außerdem ist er oft ganze Nachmittage auf dem Feld draußen oder im Holz. Soll er's in den Stadel naus thun, in den Heustock?

Thut auch kein gut nit, ist gar keine Sicherheit dabei. Da bleiben die Handwerksburden über Nacht! Wenn er's auch zu tiefst neinstedt unters Heu, so thät's am End doch nit' leer gehen, daß nit' einmal einer drüber kommen thät, nachher hält' er's gefeh'n und nimmer, sein Geld. Na, da muß er schon noch schlafen drüber, vielleicht daß ihm morgen in der Früh was einfallt, was „Sicheres!“ Aber geschlafen hat er nicht, der Brunnbauern-Anderl.

Die ganze Nacht ist er dagelegen mit weit offenen Augen und gemeint hat er, grad' den Schädel reißt's ihm in der Mitt' von einander vor lauter Nachdenken.

Weil's nur wenigstens nicht umsonst gewesen ist!

Für einen solchen Einfall, der ihm gegen Morgen gekommen ist, hält' er noch drei Näch' kein Auge zugethan, wenn's sein hält' müssen.

In aller Früh, wie es noch stockfinster gewesen ist, und wie sich noch keine Kah' gerührt hat auf dem Brunnbauernhof, ist der Anderl ganz leise aus dem Bett gestiegen, hat die Schlafkammerthür, die alleweil so abscheulich geknarrt hat, vorsichtig hoch gehoben und ist auf

den Fehlen auf den „Schlout“ hinausgeschlichen, grad' als wie wenn er selber ein Spitzbub' gewesen wär. Dann hat er unter den Kürbissen, die auf der Altane draußen neben den beiden Dienentöden aufgestapelt waren, eine Weile herumgesehen und wie er den passenden gefunden hat, ist er schnell wie ein Wiesel in die Schlafkammer zurück, hat die Thür gut verriegelt und den Kürbis auf den Kommodkasten hingestellt, aus dessen oberster Schublade er dann eine mit fünf Zwanzigmarkstücken gefüllte Schweinsblase herausgenommen hat. Der matte Schein der in eine alte Flasche stehenden Unschlittterze ließ den Glanz der Goldstücke, die der Anderl nun unter behaglichem Grinsen bedächtig zählte und fast andächtig in der Hand wog, um so heller erstrahlen.

Jetzt langte der Brummbauer sich aus der über einen dreibeinigen Holzstuhl hängenden Hose sein langes, scharfgeschliffenes Messer heraus und macht damit einen raschen tiefen Stich durch die Schale hindurch in den Kürbis.

Vorsichtig schiebt er eines der Goldstücke in die Öffnung und eben so vorsichtig hilft er mit der Messerlinge nach, bis das Bäcklein fest und tief im Fleisch des Kürbisses sitzt und Anderls verliebten Blicken entschwunden ist. Dem folgt noch eins und wieder eins, bis er beim zehnten Goldstück glaubt, daß es für diese Seite genug sein könne.

An der entgegengesetzten Seite des Kürbisses macht er das gleiche Experiment und so noch an drei verschiedenen Stellen, bis sämtliches Geld in dem verschwiegenen Bauch der Feldfrucht untergebracht ist. Dann noch ein letzter zärtlicher Blick und zufrieden betrachtet der Brummbauer sein Werk.

Da soll einer hergehen jetzt und soll sagen, daß in dem Kürbis tausend Mark Geld drin sind! Das ist eine Hypothek, eine sichere, die laßt er sich gefallen! Jetzt hustet er auf alle andern!

Wenn's auch eine unverzinsliche ist, es ist die Sicherheit auch was wert. Was hat er denn auch da leicht davon, wenn er ein Jahr oder zwei Zinsen kriegt und nachher ist auf einmal das ganze Geld beim Teufel? Nein, um den Preis, da kann er die Zinsen hint lassen auch!

Die kleinen Schnitte, die dem Kürbis an den fünf verschiedenen Stellen beigebracht waren, fielen kaum auf, trotzdem hielt der Anderl es für geraten, auch die letzte Spur seines geheimnisvollen Thuns zu verwischen, indem er die Narben sorgfältig mit Cement verzierte, so daß es aussah, als ob die Frucht noch die Spuren des Erdreichs, auf dem sie gelegen, an sich trüge. Und für den Brummbauer war dieses zugleich ein unaußfälliges Merkmal an seinem sonderbaren Geldbehälter, der sich nach einer Viertelstunde schon wieder inmitten der andern Kürbisse auf der Altane befand.

So oft der Anderl aus seiner Schlafkammer, deren Fenster auf die Altane hinausgingen, sah, freute er sich seiner sichern Hypothekenanlage. Und nicht mit Unrecht! Wohl keine Seele wäre auf den Gedanken gekommen, daß hier, außerhalb des Hauses, so ohne jeglichen weiteren Schutz ein solcher Schatz aufgestapelt sei.

Erst, da hatte der Anderl es anders im Sinne gehabt. Da hat er gemeint, er höhlt den Kürbis aus und thut das Geld alles auf einen Haufen zusammen. Aber dies wär' auf „keine Weiten“ so praktisch gewesen; da hätten leicht die Geldstücke klirren können, wenn einmal jemand den Kürbis in die Hände kriegt hätt'. So aber sind die Goldbäcklein so lind und so tief im Kürbisfleisch gefesselt, daß man rütteln hat dürfen, so viel man mögen hat, man hat doch keinen Laut gehört. Der Brummbauer hat es selber probiert, bevor er den Kürbis wieder auf die Altane 'naußgethan hat. Mit ein Reigament hat man gespannt, mit ein Kleinwinziges. —

Nacht Tage lang muß der Brummbauer - Anderl nun schon das Bett hüten. Er hat sich den Fuß verstaucht. Wenn nun ein Mensch, vorab ein solcher, der die Arbeit gewöhnt ist, mit dem gesunden Körper sich ins Bett legen muß, so kommen ihm allerlei Gedanken und Einfälle. Dem Anderl ist es auch nicht besser ergangen.

Auf einmal hat er sich eingebildet, es könnten, weil jetzt die Nächte schon so kalt waren, die Kürbisse auf der Altane draußen gefrieren und er beauftragte deshalb seinen Dienstbuben, den Seppel, den er durch energisches Klopfen auf der Kammerdielle herbeirief, die Kürbisse vom „Schlout“ draußen in seine Schlafkammer zu schaffen.

Der Seppel kam zwar alsbald dem dienstberlichen Befehle nach, nur war er etwas geärgert und presfiert, weil er eh nicht gewohnt hat, wo er zuerst hinkommen soll vor lauter viel Arbeit. Er nahm deshalb immer gleich drei und vier Kürbisse, unter denen sich auch ziemlich große und schwere befanden, auf einmal.

Dabei aber hat er sich ein Biß ungeschickt angestellt und wenn er's nicht grad' noch rechtzeitig erblickt hätt', wär' ihm einer aus- gekommen.

Eigentlich ist er ihm schon ausgekommen, und in der Hast, die gefährdete Kugel noch zu ertappen, hat der dumme Bub sich womöglich noch ungeschickter benommen, so daß, ehe er sich dessen versehen hat, der Kürbis über das niedere Holzgeländer der Altane flog und in die Sauweide hineinsiel, die unmittelbar unter derselben angebracht war.

Ein jämmerliches Gequie begleitete diesen Vorgang; einem der dortselbst lampierenden Schweine hatte der fallende Kürbis gerade noch das Hinterteil gestreift. Dann aber war vielstimmiges, freudiges Grunzen vernehmbar worden; mit sichtlichem Behagen ergöhten die lieben Vorstentierlein sich an dem saftigen Fleische des in die Brüche gegangenen Kürbisses.

„Na, auf einen geht's auch nit zusammen!“ denkt sich der Seppel und läßt die Schweine in ihrer Mahlzeit ungestört. „Sind ah noch genug da!“

„Hast es irzt alle herinnen?“ fragt der Anderl, der die ganze Zeit über schon seine Augen angestrengt hat, um seine „sichere Hypothek“ herauszufinden, bis jetzt aber ohne Erfolg.

„Ja, dies da sind die letzten,“ sagt der Seppel und läßt die bezeichneteren Früchte ziemlich unaufrichtig auf den Boden fallen.

Durch und durch geht's dem Anderl.

„Aus ist's!“ schreit er auf, besinnt sich aber grad noch, daß er nichts „dergleichen“ thun darf.

Aber, wenn jetzt grad' der betreffende Kürbis dabeigewesen wär' und wär' auseinandergefallen und der Seppel hätt' die Goldstücke gesehen, ganz wär's gefehlt gewesen!

„Was, da ist er auch nicht dabei?“

Und der Bub' hat doch gesagt, daß es schon die letzten sind!

„Thu's einmal schön zu der Wand hinrichten dort und thu's zählen!“ befiehlt der Bauer in laun mehr zu verborgender Angst. Vielleicht daß er sich doch überschaut hat oder daß sich der Cement abgewegt hat beim Steintragen und er den „richtigen“ in folgedessen selber nicht mehr herausfindet.

Der Bub' zählt; der Anderl zählt, zählt wieder: es sind nicht mehr wie dreiundzwanzig, und er weiß es ganz gewiß, daß es vierundzwanzig gewesen sind, und wenn er's auch wirklich nicht genau gewußt hätte, der ist einmal nicht dabei gewesen, und dies ist ihm Sach' genug.

Ein Gefühl steigt dem Anderl in die Kehle hinauf, ein Gefühl, daß er meint, er müßt' ersticken dran, und Schweistropfen rinnen ihm von der Stirne, daß einer den andern schlägt. Endlich faßt er sich wieder so weit, daß er den Seppel fragen kann: „Weinst, Du hast nit einen übersehen? Es sind doch vierundzwanzig Stück gewesen im ganzen. Schau nur noch mal nach auf dem „Schlout“, einer muß noch draußen sein, einer, der ein wengerl kothig aussäht!“

„Na, auf dem Schlout ist keiner mehr draußen,“ giebt der Seppel in aller Gemütsruhe zur Antwort, „aber über das Geländer ist mir einer muntertugelt“.

„Höllteufel!“ schreit der Anderl, springt ungeachtet des schmerzenden Fußes mit einem Satz aus dem Bett und beugt sich in der nächsten Minute weit über das Geländer der Altane, um seinen Schatzkasten zu erspähen.

Der ist aber wie vom Erdboden verschwunden. Nur einige kleine Brocken kann der Anderl entdecken, da sie sich die Säulein raufen, und aus dem Fleisch dieser Braden da glänzt und gleißt es goldgelb!

„Treibt's die Säule in den Stall, treibt's die Säule in den Stall!“ ordnet der Anderl an, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hat. „Acht Tag' lang darf mir irzt kein so Galgenvieh aus dem Stall raus!“

Und so schnell es sein kranker Fuß erlaubt, humpelt er dann selber hinab zur Sauweide und treibt mit einem alten Wagenscheid, das ihm gerade am nächsten erreichbar war, die Tiere zu Paaren. Neun Zwanzigmarkstücke konnte er noch retten. Nur neun, die übrigen einundvierzig harteten der Verdauung in Schweinsmägen. . . .

Täglich dreimal nimmt nun der Brummbauer - Anderl höchst eigenhändig eine gründliche Stallreinigung der zu achtziger Hast, wenn nicht gar zum gemeinsamen Tode verurteilten Wissethäter vor. Vielleicht, daß seine angstvolle Suche nach der „sicheren Hypothek“ doch noch von Erfolg begleitet ist. —

Kleines Feuilleton.

co. **Romanische Lebensläufe deutscher Dichter.** Im Februartheft der „Neuen Deutschen Rundschau“ veröffentlicht Ri. car da Huch einen Artikel, in welchem nachgewiesen wird, daß die deutschen Romantiker, die an „immerer Zerissenheit“ litten, auch in ihren äußeren Lebensverhältnissen nur selten vom Glück begünstigt waren. Geradezu vom Unglück verfolgt wurden die meisten der romantischen Dichter in ihrem Liebes- und Eheleben. Der geniale G. R. H. Hoffmann war von den Romantikern der einzige, der in einer leidlich guten Ehe lebte. Für Clemens Brentano dagegen waren Liebe und Ehe von zerstörender Wirkung und noch „zerstörender“ für den zügellosen Zacharias Werner. Als ganz junger Mann tauchte Werner aus einem Strudel verächtlicher Genüsse mit einer Frau auf, die er selbst später als würdeloses Wesen bezeichnete. Er führte mit ihr eine Zeitlang ein zigeunerhaftes Leben, mußte aber erfahren, daß sie ihn hinterging und entledigte sich ihrer durch Scheidung. Ebenso ging eine zweite leichtsinnig geschlossene Ehe auseinander. Wiederum frei, verheiratete sich Werner mit einer armen polnischen Schneiderstochter, die er bei dem ersten Scheitern auf der Straße als sein langgesuchtes Ideal erkannte zu haben glaubte. Obwohl sie sich kaum verständigen konnten, da sie nicht deutsch und er nicht polnisch sprach, wollte er mit dieser Frau eine mystisch-heilige Gemeinschaft darstellen, was aber nicht zur Ausführung gekommen zu sein scheint. Der Wunsch nach Scheidung ging diesmal von der Frau aus, und Werner behalf sich von jetzt an mit zahlreichen flüchtigen Genüssen. Der Physischer Mitter, der gleichfalls zu den Romantikern gehörte, verbarb sein Leben durch eine Ehe mit

*) Schlout = Altane.

seiner Haushälterin, einer nicht nur ungebildeten, sondern auch unordentlichen und haltlosen Frau, die den Mann zu sich herabzog. Einen merkwürdigen Gegensatz zu Brentanos und Werners blindzufälligen Sineintauseln in die Ehe bildete die Heiratsfäule anderer Romantiker. Was in Brentano bei seiner Hochzeit mit der leichtsinnigen Auguste Busmann nur als Wunsch aufblitzte, nämlich vor der Kirchentür wieder umzukehren, das führte der als Altersforscher berühmte Arnold Kanne in Nürnberg wirklich aus. Am Abend vor dem Tage, der zu seiner Heirat mit einem lange geliebten Mädchen anberaumt war, wurde er plötzlich von Angst überwältigt und entfloh nach Würzburg, wo ein wohlmeinender Freund durch ernstlichen Zwang ihn bewog, zurückzukehren und die Braut um Verzeihung zu bitten. Hölderlin pflegte seinen Entschluß, nie zu heiraten, auf die Charakteranlagen zurückzuführen, die ihn das Amt, überhaupt jede feste Stellung fürchten ließen. Seine Lammern, sein Hang zu Projekten, sein Ehrgeiz würden ihn im ruhigen Ehestande nicht glücklich werden lassen, meinte er. Lenau war stets verlobt, fand aber stets in sich selbst einen Widerstand und eine unerklärliche Angst, wenn die Verbindung endgültig gemacht werden sollte. Etwas ähnliches liegt bei Grillparzer vor. Kleist liebte nicht, wie z. B. die Gebrüder Schlegel, Schelling, Brentano, Hölderlin, Lenau, reise verheiratete Frauen, sondern jugendliche Mädchen, bei denen er willentlose Hingabe ahnte. Wie der Graf von Strahl sein Rädchen, pflegte er die Mädchen auf die Probe zu stellen und stieß sie von sich, wenn sie seinen vernunftwidrigen und zum Teil geschmacklosen Zumutungen widerstrebten. Aus dem Erzählten geht schon hervor, daß die Romantiker Heiratslose waren. Keiner von den Genannten hatte eine feste Wohnung. Brentanos Leben war ein beständiges Wandern; Heidelberg, der Schauplatz seiner Ehe und Familienträume, der einzige Ort, wo er eine Art Heimatsgefühl hatte. Zacharias Werner nannte sich geradezu den Pilger, und Kleist und Lenau wurden durch einen Dämon weitergetrieben. In oft plan- und ziellosen Reisen explodierte gewöhnlich die aufs höchste gediehene Spannung Kleists. Am merkwürdigsten wohl war Lenaus Reise nach Amerika, die er trotz inständigsten Abtrahens seiner Freunde, von einem übermächtigen Zwange gebrängt, unternahm. Hölderlin konnte es auch nie lange an einem Orte aushalten. Betrachtet man den Abschluß der Lebensläufe der Romantiker, so fällt bei allen ein frühes Welken auf. Novalis, Wackenroder, Graf Löben, der Maler Runge, der Physiker Ritter starben jung durch Krankheit, Lenau und Hölderlin versanken in unheilbaren Wahnsinn, Kleist, sein Leben lang mit Selbstmord und Wahnsinn ringend, erschoß sich als Fünfunddreißigjähriger. —

Theater.

Schiller-Theater. „Haus Fourchambault“, Schauspiel in fünf Akten von Emile Augier. Deutsch von R. Löwenfeld. — Unermüdet arbeitet das Schiller-Theater, das in dem Wettkampf der Preinieren natürlich hinter den reicheren Bühnen zurücksteht, durch Neueinstudierung schon erprobter Werke sein Repertoire immer umfassender auszugestalten. Sein Spielplan hat von allen Berliner Theatern, etwa vom Schauspielhaus abgesehen, am ehesten einen encyclopädischen Charakter. Und, was die Hauptsache, das reiche und gediegene Repertoire kommt durch die niedrige Bemessung des Eintrittspreises breiten Schichten, die sonst fast völlig vom Theaterbesuch ausgeschlossen wären, zu gute. Sehr dankenswert war unter diesem Gesichtspunkt insbesondere die Auf- führung zweier Hauptdramen des modernen Naturalismus: Hauptmanns „Einsamen Menschen“ und Hirschfelds „Mittern“ in dieser Saison. Ob der Versuch, den die Direktion jetzt mit der Ausgrabung von Augiers „Fourchambault“ gemacht hat, gleichfalls Erfolg haben wird, erscheint allerdings noch fraglich. Der Verfall, den das Stück beim Publikum fand, war nicht so warn, wie man es sonst in diesem Theater wohl gewohnt ist. Was vor einem Vierteljahrhundert, als Augiers Stück seinen Siegeszug über die französischen und weiterhin über die europäischen Bühnen antrat, sozusagen als naturalistische Großthat galt, das empfindet der in dem modernen fortgeschrittenen Naturalismus gewählte Geschmack heute bereits als ein künstlich-gemachtes, konventionelles; und die einst als kühn bewunderte Gesellschaftskritik nimmt sich heutzutage merkwürdig zahm aus. Die Szenenführung hat bei allem Raffinement der Technik etwas Raubes. Sie wendet sich an ein Publikum, das, wenn es nur durch Uebersetzungen in Akten gehalten wird, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten nicht weiter nachdenkt. Bernard, der unbekante natürliche Sohn des alten Fourchambault, der Mann, der mit seinem Edelmut und seinen zwei Millionen nacheinander den Akten vom Bankrott und die Tochter von der drohenden Geldheirat errettet und der gleich hinterdrein dem kompromittierten Fräulein Letellier die längendste Genußgung verschafft, feuert seine Rettungswerke mit der Schnelligkeit eines Pistolenkugeln ab. „Sie brauchen 240 000 Frank — hier sind sie.“ Das ist so seine Art. Diese Vorliebe für ein effektivsummarisches Verfahren, das der Dichter mit seinem Helden teilt — wozu die Wirklichkeit Wochen und Monate gebraucht hätte, das macht Augier blizschnell in Stunden und Tagen ab —, muß man eben, und ohne sich weiter darüber zu ärgern, mit in Kauf nehmen. Wenn schon die künstlerische Illusion vollkommen fehlt, kann man doch dem Flug verschlungenen und elegant sich lösenden Spiel der Handlung, mit einer angenehmen Neugier des Verstandes folgen und sich an den

mancherlei feinen Zügen des Dialogs wie der Charakteristik ergötzen.

Das Spiel war frisch und lebendig; am besten gefiel mir der schwerfällig-bedächtige Bernard von Hans Kuhnert und die überaus sympathische Marie Letellier von Fräulein Marianne — dt.

Völkerkunde.

k. Ein seltsames Contobuch von einem Eingebornen auf Neu-Guinea hat Dr. Alexander Pfleger während seines Aufenthalts in Selar an der Westküste der großen Insel erworben. Er erzählt davon in seinem kürzlich erschienenen Buch „Smaragdinseln der Südsee“ (Vonn, Emil Strauß). In der Hütte des ursprünglichen Besitzers, von dem er es selbst kaufte, hing von der Zimmerdecke ein Bündel merkwürdig geschnittener Gegenstände aus Sagomark herunter, kleine runde Scheiben, Knöcheln, Ohrring-Modelle und gekerbte Stäbchen, an einem Längstab aus dem gleichen Material aufgespießt; sie stellten das Eheglück eines Schwiegerohnes des Hauses, in Gulden und Centis ausgerechnet, dar. Wenn nämlich ein Papuanjüngling in Liebe entbrannt zu der holden, wohlhaarigen Tochter des Hauses, dann gesteht er nicht ihr, sondern ihrem praktischen Vater seine Sehnsucht. Nach Bronzefanonen, Gongas, goldnen Ohrringen und Steingutgefäßen wird der Wert der Schönen abgeschätzt, und alle diese Kostbarkeiten in kleinen Modellen, wie oben beschrieben, fein säuberlich aufgebauelt. Das ist das Debetkonto. Eine Creditsseite dieses eigenartigen Buches giebt es nicht. Zahlt der glückliche Ehemann eine Krone oder einen Gong ab, so bekommt er das Modell zurück, — gewiß eine ebenso einfache wie praktische Buchführung. Er nemt sein teures Weib und die Kinder ganz sein eigen, wenn nur noch der leere Längstab übrig ist. Es dauerte lange, so erzählt Dr. Pfleger weiter, ehe der biedere Schwiegervater sich zur Hergabe entschloß. Vorher wurde mit Hinzuziehung zahlenthüftiger Söhne genau der Saldo gezogen, d. h. die Gegenstände gezählt, und das Bündel mir gegen einen blauen Gulden übergeben. In dem Stab befand sich auch das Modell einer goldnen Schlange, das sogenannte Mar-Dias (Schlange-Gold), ein Fabelwesen, das sowohl in der Mythologie der Papuas wie der der Eingebornen der Inseln der Banda-See und Timors, hier als Mar-Raga, eine Rolle spielt. Die wirklich goldne Schlange besteht aus einer goldnen Kette mit einfachen Gliedern, die in einem phantastischen Kopf und einen Fischschwanz endigen. Sie wird nach Modellen der Papuas in Makassar gefertigt und hat sehr erheblichen Wert. Der europäische Unternehmungsgeist zieht auch aus dieser Liebhaberei Nutzen. Bei einem Chinesen in Stros sah ich solche Schlangen aus Messingblech, angeblich in Deutschland gefertigt, der Kopf offenbar mit der Maschine gepreßt, so daß also auf Herstellung in größeren Mengen geschlossen werden muß. Auch die Ohrringe werden nach Modellen in Makassar aus dünnem Gold- oder Silberblech fabriziert. Ich sah in Stros als Pfandstücke bei einem Araber ein paar schwere Stücke von mindestens 100 Mark Wert. Als Beschreibe sind große chinesische Porzellanvaßen von Manneshöhe sehr gefächelt. Zwei dieser kolossalen Töpfe standen in der Hütte des mehrbesagten Schwiegervaters und kontrollierten gegen den übrigen ärmlischen Kranz. Bronzefanonen und Gongas sind als Zahnmittel auch in den Molukken beliebt und jedenfalls praktischer als die Milchsteine, die auf den Karolinen das Vermögen der Reichen darstellen. —

Notizen.

t. Die englische Uebersetzung des ältesten Buches über Elektrizität, das aus dem Jahre 1600 stammt und William Gilbert zum Verfasser hat, kommt demnächst zur Ausgabe. Der Band bewahrt treulich das Aussehen der lateinischen Originalausgabe in allen Eigenschaften der Lettern, der Holzschnitte, Zeichnungen und Schmuckbuchstaben. Für Subskribenten wird das Buch zum Preise von 30 M. abgegeben. —

— Das Ensemble des Trianon-Theaters wird demnächst ein Gastspiel im Deutschen Theater zu München absolvieren. Kann man unlaufenden Gerüchten trauen, so dürfte damit wohl das Ende des ganzen Theaterchens gekommen sein. —

— Die Komödie „Das Glück“ von Alfred Capus geht am Sonnabend erstmalig im Lessing-Theater in Scene. —

— Olga Wohlbrück's Schauspiel „Der fremde Herr“ erzielte bei der Erstaufführung im Deutschen Theater zu Hannover einen starken Erfolg. —

— Die vom Brahm's-Denkmal-Komitee in Wien beschlossene Ausschreibung der engeren Konkurrenz zur Erwerbung von Entwürfen für das Standbild ist erfolgt. Max Klinger in Leipzig, sowie die Wiener Bildhauer F. Vent, Professor R. Kundmann und Professor H. Wehr haben sich bereit erklärt, an der Bewerbung teilzunehmen. —

e. Der schnellste europäische Eijenbahnzug läuft auf der Linie Paris-Calais; er durchläuft die 298 Kilometer lange Strecke in 3 Stunden und 5 Minuten, eine Zeit, in die noch ein Aufenthalt von 4 Minuten in Amiens mit einzurechnen ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 9. Februar.